

Bischof Prof. Dr. Martin Hein, Kassel

Digitalisierung: Balance zwischen Bewahren und Gestalten

Beitrag zur Tagung des Arbeitskreises Evangelischer Unternehmer: „Die digitale Revolution gestalten - eine evangelische Perspektive“, 29.04.2018, ESPERANTO Kongress- und Kulturzentrum, Fulda.

Vorbemerkung

Die Digitalisierung ist zu einer der wesentlichen Herausforderungen für die technische und gesellschaftliche Entwicklung der nächsten Jahrzehnte geworden – neben Klimaschutz und Inklusion. Es sind dies Begriffe, die nicht nur einen technischen oder sozialen Prozess beschreiben, also eine Form von Innovation, sondern einen durch Technik angestoßenen gesellschaftlichen Paradigmenwandel, der die Richtung des Denkens und des Lebens ändert.

Die Digitalisierung steht kulturell gesehen auf derselben Ebene wie die Erfindung des Buchdruckes, der Mobilität oder der Elektrizität, auf denen sie letztlich aufbaut und die sie in sich vereinigt. Darum ist Digitalisierung für die Kirche nicht nur als Organisation von Bedeutung. Sie ist auch eine Aufgabe für die theologische Reflexion. Das möchte ich in drei Richtungen hin ausleuchten. Denn „Digitalisierung“ ist ein Begriff, der in mehrere Ebenen zerlegt werden kann.

1. Technische Innovation

Auf der einen Ebene meint Digitalisierung zunächst rein technisch die Umwandlung von analogen Daten in digitale Daten. Digitalisierung ist eine Form der Automatisierung von Abläufen der Datenverarbeitung. Damit ist vor allem gemeint, dass analoge Datenträger durch digitale ersetzt werden bzw. neue Formen von Datenspeicherung und Datenverarbeitung entstehen.

Oder einfacher ausgedrückt: Digitalisierung ist auf jeden Fall eine Technisierung. Und damit ist schon gesagt, warum sie auch für die Kirche als Organisation eine Gestaltungsaufgabe ist. Technische Innovationen leben von der Akzeptanz ihrer Benutzer. Und die Kirche in ihrer protestantischen Gestalt ist eine sehr vielgestaltige Organisation, die – anders als oft dargestellt oder wahrgenommen – keineswegs „von oben“ regiert und gestaltet wird. Sie finden bei den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der evangelischen Kirche, seien es Pfarrerinnen und Pfarrer, Verwaltungsangestellte oder Ehrenamtliche, alle Stufen der Technikakzeptanz: von den „Nerds“, die schon in den

frühen 80er Jahren Computer und die ersten Formen von digitaler Datenübertragung nutzten bis hin zu ganz klaren Technikskeptikern, ja Verweigerern. Und das ist keine Frage des Alters, sondern Ausdruck von individueller Technikaffinität und Fortschrittsneugier, aber auch von Frömmigkeit und theologischen Grundentscheidungen.

Anders als ein Wirtschaftsunternehmen oder eine staatliche Institution können wir die Nutzung digitaler Geräte nicht auf allen Ebenen durch schlichte Verordnung durchsetzen, sondern müssen dafür werben.

Die Evangelische Kirche von Kurhessen-Waldeck war hier recht früh: Bereits 2007 wurde ein flächendeckendes Intranet eingeführt und dafür zuerst die Pfarrämter, und dann stufenweise auch die Gemeindebüros, Kitas und andere kirchliche Einrichtungen angeschlossen und mit entsprechender Hardware versorgt. Wir reden hier von über tausend Außenstellen und Kosten in Höhe von rund 800.000 € jährlich! Das war eine gewaltige Investition. Um es klar zu sagen: Digitalisierung kostet Geld – und zwar kontinuierlich. Das setzt ihr freilich auch deutlich Grenzen. Was ebenfalls Grenzen setzt, ist die in Deutschland recht unbefriedigende Situation des Netzausbaus: Da ist ein richtiges Klassensystem der Nutzung digitaler Systeme entstanden! Wir haben immer noch viele breitbandfreie Regionen und damit Zugangsschwierigkeiten. Dies ist ein Problem der Barrierefreiheit.

Doch noch einmal zurück zur inneren Akzeptanz: Ich habe den Eindruck, dass die Möglichkeiten des Intranets als Netzwerk-Plattform bisher sehr unterschiedlich genutzt werden. Als ein Instrument der kirchlichen Verwaltung ist es akzeptiert, wird aber nur wenig als dialogisches Medium der internen Kommunikation genutzt. Die Herstellung des Gemeindebriefs reicht von voll digitaler Produktion im netzbasierten Workflow der Mitarbeitenden bis hin zum klassisch analogen Verfahren „Kopieren – Ausschneiden – Kleben“. Und auch wenn ein Großteil der Dienstpost inzwischen digital versandt wird, sind die Nutzung und der Umgang mit der E-Mail immer noch recht unterschiedlich. Es ist ein weiter Weg, den wir zu gehen haben.

Und was den Umgang mit Daten betrifft, sind manche Sorgen ja auch nicht unberechtigt, wie der neueste Datenskandal um Facebook zeigt.

Das setzt umfangreiche Schulungen voraus: nicht nur in der technischen Beherrschung der Medien, sondern auch im Datenschutz, ein für die Kirche besonders heikles Gebiet. Es mussten eigene Abteilungen aufgebaut werden, aber zugleich auch externe Unternehmen gegründet werden wie etwa die ECKD, das EDV-Centrum für Kirche und

Diakonie Kassel, ein Unternehmen mit 200 Mitarbeitern, das das kirchliche Melde- und Datenverarbeitungswesen verwaltet, betreut und die Ressourcen bereitstellt. Auch das kostet Geld. Und es ist nicht ohne Aufwand, hier genau zu klären, wer welche Kosten trägt. Noch einmal also: Die technische Seite der Digitalisierung ist eine ressourcenintensive Angelegenheit, der Grenzen gesetzt sind. Und doch ist der Nutzen, bei aller Skepsis, hoch: Grundsätzlich in Frage gestellt wird der Prozess nicht. Diese Feststellung ist keineswegs so selbstverständlich, wie es klingt. Denn in einem „Weltanschauungsunternehmen“, wie es die Kirche nun einmal ist, werden solche Innovationen diskutiert, und es sind durchaus langwierige Prozesse angesichts der begrenzten Ressourcen. Wir haben allerdings genau hier weitere Entwicklungen vorangetrieben: Als erste Landeskirche überhaupt wurde schon vor sechs Jahren die Kirchenvorstandswahl auch online angeboten. Damit haben wir sehr gute Erfahrungen gemacht – und stehen bis jetzt an der Spitze der Entwicklung, auch im Vergleich mit dem Bund, den Ländern und den Kommunen. Wir können sagen: Der einfache und zeitgemäße Zugang hat zu einer erstaunlich guten Wahlbeteiligung geführt. Bei 26,1 % Wahlbeteiligung nutzten 10 % der Wahlberechtigten die Möglichkeit der Online-Wahl, also rund 72.000 Wählerinnen und Wähler.¹

2. Gesellschaftlicher Wandel

Doch die Digitalisierung hat noch einen viel tiefgreifenderen Aspekt: Sie stellt einen gesellschaftlichen Wandel dar. Es ist eine Revolution im Verständnis von Öffentlichkeit. Und hier wird es für uns als Kirchen besonders interessant. Wieweit können wir die durch die Digitalisierung entstandenen Möglichkeiten der erweiterten Öffentlichkeit nutzen?

Diese Frage stellt sich vor allem im Umgang mit den sozialen Medien: Wie platzieren wir uns als Kirche? Denn anders als bei allen bisher von der Kirche durchaus schnell und fortschrittsbereit aufgenommen klassischen Medien entsteht eine völlig neue Kommunikationskultur.

Sie bringt den Abschied von der klassischen Vorstellung mit sich, dass ein Sender eine Botschaft an einen Empfänger richtet: etwa mit einer Pressemitteilung, einer Radioandacht, einem Fernsehgottesdienst oder einer Webseite. Diese bieten immer noch einen „content“, der von Nutzerinnen und Nutzern abgerufen wird und letztlich eine gerichtete-

¹ <https://www.polyas.de/kirchen/kirchenvorstandswahlen/erfahrungsbericht>; zuletzt abgerufen am 28.04.2018.

te, asymmetrische Kommunikation darstellt, die dem klassischen Verständnis von Verkündigung als Predigt nahtlos entspricht.

Die sozialen Medien und die immer stärkere digitale Vernetzung auch der klassischen Medien erzeugen aber eine völlig neue, interaktive Form der Kommunikation. Die sozialen Medien sind, vereinfacht gesagt, nicht mehr in dem Sinn steuerbar, wie es die klassischen Medien für die Öffentlichkeitsarbeit bisher waren.

Auf Facebook, Twitter, Instagram, YouTube, WhatsApp – um nur die bekanntesten Plattformen zu nennen – herrscht eine stärker symmetrische Form der Kommunikation, in der jeder Nutzer eben nicht nur „Empfänger“ ist, sondern eben auch zugleich Sender, und jeder Sender eben nicht nur Sender ist, der etwas anbietet, sondern zugleich auch Empfänger: Im Grunde hebt sich die Unterscheidung also auf. Das gesamte Gefüge oszilliert. Und das alles in hoher Geschwindigkeit: Auf Twitter zum Beispiel geht ein Posting regelrecht verloren, wenn nicht innerhalb von Minuten darauf reagiert wird. Das setzt voraus, dass solch ein Account sieben Tage in der Woche rund um die Uhr bedient wird: „24/7“. Und wer soll das machen?

Es zeigt sich, dass die sozialen Medien ihre eigene Dynamik entwickelt haben. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen stellt fest, dass die klassische Funktion redaktioneller Arbeit, nämlich das „Gatekeeping“, verloren geht. Oder genau gesagt: Jeder Nutzer ist sein eigener Gatekeeper. Und das ist eben nicht mehr steuerbar! Wir alle wissen, was das für Folgen hat. Denn das ist einer der Gründe, warum die so genannten Fake-News, der Hate-Speech und der Shitstorm in den letzten Jahren Karriere machen konnten und unsere politische Kultur nachhaltig veränderten. Die sozialen Medien unterwandern oder unterlaufen die klassischen Vorstellungen von Kompetenz. Wenn alle ihre eigenen Gatekeeper sind und sich ihr kommunikatives Umfeld nach Vorlieben, nach Zufall und nach Gruppenzugehörigkeit bauen – die sogenannten Filterblasen –, dann muss sich auch inhaltliche Kompetenz neu bewähren.

Seitens der User erfordert das neue Kompetenzen. Pörksen spricht von der Notwendigkeit, redaktionelle Kompetenz bereits von Kindesbeinen auf zu erlernen, um in die Lage versetzt zu werden, Informationen aufzuspüren, zu bewerten und einzuordnen. Das geht über eine rein technische Kompetenz weit hinaus. Wo kann das geleistet werden? Information und Kommunikation sind auf dem freien Markt angekommen, auf dem die Stimme der Kirchen mit ihrer Variante der Kommunikation des Evangeliums nur eine unter vielen ist.

Das ist in der Tat eine neue Situation. Wie gehen wir damit um? Auf jeden Fall bedeutet es einen Abschied: einen Abschied von der Vorstellung, die Kirchen seien die alleinzuständigen Spezialisten in Sachen Religion und religiöser Kommunikation. Die klassische Verkündigungssituation, die von einem asymmetrischen Sender-Empfänger-Modell ausgeht, ist endgültig überholt – abgesehen davon, dass sie in der Diskussion der Praktischen Theologie ohnehin zugunsten dialogischer Kommunikationsformen in Frage gestellt wird. Hier holt uns eine Entwicklung ein, die wir seit längerem verspürten. Ich sage es einmal plakativ: Es ist der Abschied von Paternalismus!

Im Netz begegnen wir jeder nur denkbaren Position und jedem nur denkbaren Kommunikationsverhalten, und selbst ein scheinbar harmloses Posting, das eine Veranstaltung ankündigt, kann die Keimzelle eines Shitstorms werden, dessen Verlauf nicht mehr eingefangen werden kann und irreparablen Schaden anrichtet – allemal dann, wenn ein Großteil der Kommunizierenden anonym auftritt oder die Kommunikation in Gestalt der sogenannten „Bots“ automatisiert ist. Das ist für viele Menschen inzwischen eine Überforderungssituation, die durchaus als bedrohlich wahrgenommen wird, weil auf diese Weise kleine, aggressive Meinungsmitter ein Gewicht bekommen, das ihnen bei nüchterner Betrachtung nicht zusteht. Pörksen spricht in seinem neuesten Buch von der „großen Gereiztheit“ – eine Umschreibung, der meines Erachtens die Situation sehr angemessen beschreibt.

Freilich erreichen wir auf diese Weise Menschen, die wir sonst nicht erreichen würden. Das ist die große Chance, die es wahrzunehmen gilt. Es zeigt sich in der Praxis, dass die Nutzung sozialer Medien etwa in der Jugendarbeit bereits unverzichtbar ist, wo WhatsApp-Gruppen eine Form der direkten Kommunikation ermöglichen, die vieles schlicht vereinfacht. Auch sind nicht wenige Haupt- und Ehrenamtliche auf Blogs, auf YouTube-Kanälen oder auf Instagram unterwegs und schaffen so Kommunikations-Zirkel, die wir bisher nicht kannten. Predigt- und Seelsorgeblogs bieten neue Plattformen des Austauschs und der Auseinandersetzung.

3. Die theologische Herausforderung

Aber – und das ist der dritte Aspekt: Wir müssen diese Entwicklungen auch theologisch betrachten und bewerten.² Und da gibt es großen Bedarf. Was den ersten Aspekt, die technische Seite der Digitalisierung, betrifft, zeigt sich ein Desiderat: Es gibt erste An-

² Vgl. dazu auch Ralph Charbonnier, Digitalisierung als Thema für Kirche und Theologie – Sondierungen aus hermeneutischer und theologisch-ethischer Sicht, in: epd-Dokumentaionen 5/2018, 8-17.

sätze einer Philosophie, aber bisher keine wirklich valide Theologie der Technik, also keine theologische Auseinandersetzung damit, was die technische Innovation eigentlich für die Anthropologie und für das menschliche Miteinander bedeutet.

Auf den zweiten Aspekt, den gesellschaftlichen Wandel, bezogen, muss ich ein wenig ausholen: Es gab zwar in den fünfziger Jahren schon eine große Debatte um die Rundfunk- bzw. Fernsehgottesdienste, die aber bisher nicht wirklich systematisch reflektiert wurde. Ist nur die face-to-face Situation, also die analoge Situation, eine vollgültige Kommunikation des Evangeliums? Sind die an den Lautsprechern versammelten Menschen eine Gemeinde? Nach evangelischem Verständnis ist das ein durchaus schwieriger Gedanke – insbesondere wenn wir auf die Teilhabe am Abendmahl oder die Wirksamkeit von Segensworten blicken, weil zu einer vollständigen Verkündigungssituation die physisch versammelte Gemeinde gehört. Zwar wird es längst so gehandhabt, dass auch die Rundfunkgemeinde als Gemeinde angesprochen wird, aber das ist eine eher pragmatische Weise des Umgangs damit. Die Frage verschärft sich noch einmal unter dem Aspekt der sozialen Medien – wie leicht nachzuvollziehen ist.

Auf der anderen Seite – und das ist der faszinierende Aspekt, den ich zum Schluss wenigstens andeuten möchte – entspricht die Entwicklung der öffentlichen Kommunikation durch die Digitalisierung dem zutiefst evangelischen Grundgedanken des allgemeinen Priestertums aller Gläubigen. Dieser Gedanke, der direkt auf Martin Luther zurückgeht, gesteht allen Christinnen und Christen die Vollmacht zur Bezeugung des Evangeliums in ihrem jeweiligen Kontext zu und ist im Kern ein partizipatorischer Gedanke, auch wenn er in der bisherigen Praxis der Kirche nur unvollkommen zum Tragen kam.

Schon 1523 veröffentlichte Luther eine Schrift mit dem Titel: „Dass eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen, Grund und Ursache aus der Schrift.“

Hier entwirft er ein sehr klares Bild von der geistlichen Kompetenz der Gemeinde, auf der Basis der Schrift über die in der Kirche geltende Lehre zu entscheiden.³ Das schlägt sich im Protestantismus im synodalen Prinzip nieder, so dass in einer evangelischen Kirche nicht ausschließend dem Leitenden Geistliche oder der Kirchenleitung

³ Vgl. dazu ausführlicher Martin Hein, *Theologische Kompetenz der Gemeinde!*, in: *Menschen gewinnen. Evangelisch sein im ländlichen Raum*, hg. v. Volker Mantey / Sigurd Sadowski / Heinz-Ulrich Schmidt-Ropertz, Leipzig 2013, 175-188.

das letzte Wort in Fragen der geltenden Lehre und Gottesdienstpraxis zusteht, sondern zumindest dem Anspruch nach den Gemeinden. Das wurde bisher über das Prinzip der Repräsentation gelöst.

Die Frage etwa, wie mit homosexuell liebenden Menschen umzugehen sei und ob ihre im Standesamt geschlossene Ehe kirchlich gesegnet werden könne, wurde bisher auf Synoden nach langen Prozessen des Austauschs – auch unter Heranziehung von theologischer Expertise – debattiert und dann, im Fall einer entsprechenden Entscheidung, in Form von Gesetzen oder Gottesdienstordnungen in die Gemeinden „herunterkommuniziert“. Da ändert sich etwas!

Denn eine der entscheidenden Wandlungen durch die Digitalisierung besteht darin, dass wir neue Formen von Transparenz und Partizipation entwickeln müssen. Das zeigt sich ja auch in der Politik, wie wir es etwa bei der Frage der Akzeptanz der Großen Koalition in der SPD erleben. Analoges haben wir in der Kirche auch. Das Prinzip der Partizipation durch Delegation von Entscheidungen an Repräsentanten wird unterlaufen von einer öffentlichen Diskussion, die durchaus diffus und sogar „anarchisch“ ist. Wie findet man dann einen Konsens, der tragfähig und akzeptiert ist und auch geistlich eine befriedigende Lösung darstellt? Wie bringt man Debatten zum Abschluss unter größtmöglicher Beteiligung und der Wahrung theologischer Expertise – und das heißt im Protestantismus: unter Berücksichtigung des Prinzips der Schriftgemäßheit nach geltenden theologischen Standards?

Es handelt sich hierbei nicht nur organisatorisch-institutionelle Fragen, sondern um weitreichende theologische Fragen infolge der Digitalisierung, für die ich keine Lösung anbieten kann, sondern die ich bewusst als offene Fragen diskutiere. Nicht *ob* wir uns der Digitalisierung stellen, sondern *wie* wir es tun, steht dabei im Vordergrund.

Wie gesagt: Aus evangelisch-theologischer Sicht eröffnet die Digitalisierung Möglichkeiten der Partizipation und Transparenz und der Symmetrie der Kommunikation, die durchaus in der Dynamik des Protestantismus verankert sind. Das alles aber unter dem Vorzeichen, dass die weitere Entwicklung noch gar nicht absehbar ist! Wenn man sich überlegt, dass das Smartphone gerade elf Jahre alt ist und Entscheidendes verändert hat, muss man hier mit Prognosen sehr vorsichtig sein.

Die Kirchen werden am gesellschaftlichen Prozess teilnehmen, weil das Teil ihres Auftrags ist. Als „Player“ in der Zivilgesellschaft können und wollen sie die Herausforderungen der Zeit aktiv mitgestalten und zu den anstehenden Fragen, etwa der Barriere-

freiheit, des Datenschutzes und der Wahrung der Persönlichkeitsrechte, ihre Sicht der Dinge beitragen, zugleich aber das Evangelium als Ruf in die Freiheit in den neuen Medien für alle vernehmbar und verstehbar kommunizieren.

Dabei kann es nicht um das vollständige Aufgeben der analogen Kommunikation gehen. Das wäre in meinen Augen absurd! Analoge Kommunikation bleibt weiterhin unabdingbar. Alle Digitalisierungsprozesse müssen aus meiner Sicht das Ziel haben, dass sich Menschen im physischen Leben begegnen. Die vom Evangelium geforderte und ermöglichte Zuwendung ist körperlich gemeint!

Die für den Protestantismus typische Unterscheidung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche wird auch durch die Möglichkeit einer „virtuellen“ Kirche nicht dahingehend aufgehoben, dass das physische Miteinander unter der Verheißung der Freiheit an Bedeutung verliert. Eher im Gegenteil.

In der zunehmenden Virtualisierung und Anonymisierung der Kommunikation bieten wir als Kirchen nach wie vor Räume und Orte der Begegnung, die durch nichts zu ersetzen sind. Am Ende muss es für uns im Zeitalter der Digitalisierung darum gehen, Menschen nicht nur im Netz, sondern physisch als Personen zusammenzuführen. Hier kommt das bewahrende Element zum Tragen, das sich für die Kirchen vor allem in der Praxis der Sakramente als der körperlichen Form der Kommunikation des Evangeliums bietet. Taufe und Abendmahl sowie der unmittelbare persönliche Zuspruch der Vergebung und der Freiheit face-to-face bleiben unverlierbare Merkmale der Kirchen.

Kirche ereignet sich im strengen Sinne, um es einmal im technischen Jargon zu sagen, „unplugged“, also nicht verstopft oder verkabelt. Doch es bieten sich viele neue virtuelle Möglichkeiten, Menschen aufmerksam zu machen, anzusprechen und zusammenzuführen, und es braucht viel schöpferische Phantasie, verbunden mit theologischer Expertise, geistlicher Kompetenz und technischem Know-how, hier gangbare Wege zu finden. Das hat gerade erst begonnen. Auch hier gilt die Maxime des Apostels Paulus: „Prüfet aber alles und das Gute behaltet.“ (1.Thessalonicher 5,21)

medio-Internetservice

© Dieses Dokument ist urheberrechtlich geschützt und elektronisch im Internet abrufbar unter <http://www.ekkw.de>. Bei Fragen zu diesem Dokument wenden Sie sich bitte an die medio-Onlineredaktion im Medienhaus der Evangelischen Kirche von Kurhessen-Waldeck, Heinrich-Wimmer-Str. 4, 34131 Kassel, Tel.:(0561) 9307-124, Fax (0561) 9307-188, E-Mail: internetredaktion@medio.tv